



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen

Platzweg, Carl

Paderborn, 1882

P. Franz Xaver de Zephyris, S. J.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27556

P. Franz Xaver de Zephyris, S. J.

aus
Tirol.

(1695—1769. Missionär in Quito.)

Auch die kleine, in neuester Zeit vielbesprochene Republik Ecuador mit der Hauptstadt Quito hatte einst, als das Land noch zu Spanien gehörte, ihre deutschen Missionäre. Ecuador riß sich 1831 von Spanien los und dieses sah sich 1841 genöthigt, einen Friedensvertrag mit der jungen Republik abzuschließen. Sie hat auf dreizehntausendvierhunderteinundzwanzig □ Meilen nur etwa sechshundertachtzigtausend Einwohner. Davon gehört ein Viertel zur spanischen Nationalität. Die Uebrigen sind christliche und heidnische Indianer. Die katholische Religion daselbst wird geleitet vom Erzbischof von Quito und den Suffraganbischöfen von Cuenca und Guayaquil. Es gibt dort noch viele Heiden. Bei den Christen ist die Religion leider vielfach zu einer leeren Form herabgesunken, wie in allen spanischen Colonien. Die Geldgier lockte einst die Spanier auch nach Ecuador. Viele nahmen das religiöse Bekenntniß der Gewalthaber an, aber das Wesen des Christenthums blieb ihnen fremd. Die Indianer sind von jeher von den Europäern übel behandelt worden. Andere europäische Handelsstaaten haben es noch viel schlimmer gemacht als die Spanier. Doch bleiben wir bei Ecuador! Für die Heiligkeit der Ehe und der christlichen Familie, für die religiöse Erziehung der Jugend, für christliche Arbeit, Zucht und Ordnung findet sich in der ecuadorianischen Bevölkerung noch nicht das rechte Verständniß. Eine Anbahnung besserer Zustände ist unter der Regierung des edlen Garcia

Moreno versucht worden. Deutsche Priester wurden herangezogen, Priesterseminare gegründet, deren Leitung man deutschen Priestern anvertraute. Besondere Erfolge hat man noch nicht zu verzeichnen, theils wegen der Kürze der Zeit, theils wegen der großen Schwierigkeiten, die man den fremden Missionären entgegensetzte. Und doch haben sich deutsche Missionäre vor zwei bis dreihundert Jahren dort so geplagt. Viel Schweiß und Blut ward einst auch von deutschen Missionären auf jenem Boden vergossen. Um einen Einblick in die damalige Missionsthätigkeit zu gewinnen, wollen wir das Bild eines Priesters entrollen, der mit der ganzen Innigkeit seines frommen Gemüthes sich der armen Indianer angenommen hat und sich zur Ehre Gottes in die ärmlichen Verhältnisse jener Gegenden hineinzuleben suchte, und so allen alles geworden ist.

P. Franz Xaver de Zephyris war ein Sprößling einer hochgeachteten Tirolerfamilie, welche der Kirche manchen tüchtigen Welt- und Ordenspriester, und den Frauencloßtern manche fromme Ordensschwester übergeben und anvertraut hatte. Auch P. Franz hatte Geschwister geistlichen Standes. Sein Bruder Johann Thomas von Zephyris war Domcapitular von Brixen und Pfarrer zum heiligen Laurentius daselbst. Seine Schwester Josepha von Zephyris war Ordensfrau im Clarissen-Stift zu Brixen.

P. Franz Xaver, geboren den 22. Juni 1695 in Tirol, kam 1724 nach einer vierzehn monatlichen, beschwerlichen Reise zu Wasser und zu Land von Graz in Steyermark zu Quito in Südamerika glücklich an. Zwei große Meeresflürme wurden glücklich überstanden; der eine auf dem mitteländischen Meere in der Bucht von Lion oder im Löwengolf, wo die Stürme oft so wüthen, daß sie die Schiffe, wie der Löwe seinen Raub, verschlingen; der andere nicht weit von den canarischen Inseln. Zwei andere deutsche Jesuiten, nämlich P. Nikolaus Schindeler und P. Karl Brentano waren seine treuen Gefährten. Von der Hafenstadt Cartagena im jetzigen Staate Bolivar in Südamerika bis Quito mußte man den Landweg einschlagen. Diese Landreise dauerte fünf Monate, sie war viel gefährlicher und anstrengender

als die Seereise. Es ging über Berge und Abgründe, durch tiefe Thäler und dichte Wälder. Die Schweizer- und Tiroler Berge schienen jetzt in der Erinnerung klein zu sein, gegenüber den himmelhohen Gebirgsmassen der Cordilleren. Mit Rähnen setzte man über die reißenden Ströme. Am Tage herrschte eine fast unerträgliche Hitze, des Nachts Platzregen oder eine feuchte, ungesunde Temperatur. Die beständige Todesgefahr, von den herumstreifenden Tigern und Leoparden zerrissen, von giftgeschwollenen Schlangen, Nattern und Scorpionen, von ebenso giftigen Spinnen, Ameisen und andern Insekten gebissen und tödlich verwundet zu werden, machte die Nächte noch entsetzlicher als die Tage. Halbtodt, mit zerlumpten Kleidern, mit zerrissenen Schuhen und Strümpfen, mit wunden Füßen, bleich und abgemattet wie ein Todtengerippe, kam er endlich in Quito an. Es war, als wenn das Paradies sich geöffnet hätte. Dort wurde den Missionären die ersehnte Ruhe bereitet; Aerzte eilten herbei, um die Heilmittel zu reichen; die Oberen suchten die Ankömmlinge zu stärken, zu trösten und zu erfreuen. Die Hand Gottes war über den Dienern Gottes ausgestreckt gewesen, sonst hätten sie den Leiden und Gefahren erliegen müssen. Das Noviziat des Missionswerkes war überstanden.

In Cartagena hatte P. de Zephyris das seltene Glück, in dem nämlichen Zimmer zu wohnen, in welchem der hochbetagte und weithin berühmte Sklaven- und Mohrenapostel P. Claver das Zeitliche gesegnet hatte. Viele erhebende Gedanken stiegen hier in seiner Seele auf, es kam ihm vor, als wenn ein unaussprechlich beseligender, apostolischer Geist in diesen Räumen ihn umwehte. Er betete lange und viel, und verließ tief ergriffen die geheiligte Stätte. Nachdem P. Franz in Quito etwas ausgeruht, vollendete er im Collegium seine Studien und bereitete sich zum Examen vor, welches er am 28. Januar 1725 mit Ehren bestand. Dann reiste er in's dritte Probejahr nach Latacunga ab, welches von Quito zwei Tagereisen entfernt ist. Bald nach der Ankunft in Quito hatte er sich auf das Studium der indianischen Sprachen verlegt und darin solche Fortschritte gemacht, daß er schon zu Latacunga auf Indianisch Beicht hören, Katechismus-

unterricht ertheilen und überhaupt die Schuljugend unterweisen konnte.

Sein frommes, edles Herz, so wie seine fortwährende Sehnsucht nach den Missionen unter den Heiden gab er in den Briefen an seine Freunde und Verwandten kund. Ueber ein ganzes Jahr hatte er keine Nachricht aus seiner geliebten Heimath von seiner Familie erhalten, aber eben diese Unwissenheit und Ungewißheit, welche einer gänzlichen Verlassenheit in dieser Richtung gleichkommen, wirkten in ihm einen überschwenglichen Trost, den er nicht zu fassen, noch zu beschreiben vermochte.

Der göttliche Geist — sagte er — jener süße Gast unserer Seele und Tröster aller Herzen, welche der Welt auf ewig absagen und von der Welt verlassen sind, der Herzen, welche sich ohne Vorbehalt in Gott versenken, nachdem sie sich Gott völlig geschenkt und geweiht haben, beginnt nunmehr, die Schätze seiner Gnaden und Freuden mir reichlich mitzutheilen und den Vorgeschmack der künftigen Seligkeit so freigebig meiner Seele einzugießen, daß ich eine vollkommene Ruhe und Zufriedenheit genieße. Von Tag zu Tag erkenne ich immer mehr die Kraft des göttlichen Berufes, obschon ich mich wegen meiner Sünden unwürdig halten muß, daß der Himmel mit mir so gnädig verfare, wohl aber würdig, daß die göttliche Gerechtigkeit einen Hagel von Kreuz und Widerwärtigkeit über mich ausschütte. Nach solchen oder ähnlichen Betrachtungen habe ich mich schon öfter bei den Obern für die gefährlichen Missionen unter den wilden Heiden am Marannon oder Amazonenstrom gemeldet und die Versicherung erhalten, nach dem dritten Probejahre dahin abgehen zu können. Denn die Vorsteher sind im Gewissen verpflichtet, Leute, die in solche Missionen gehen sollen, wohl zu prüfen, ob sie auch den vielen und großen Gefahren und Mühseligkeiten des Leibes und der Seele gewachsen sind, welche mit diesem apostolischen Amte unauflöslich verbunden bleiben. Man hat dort eine sehr schwierige Stellung. Wer nicht feststeht, geht in den Missionen bald an Leib und Seele zu Grunde. Indessen die Drangsale, welche mich ehemals abschreckten, üben jetzt auf mich eine gewaltige Anziehungskraft aus und laden mich ein, meine Sünden auf dieser

Welt abzubüßen und meine Seligkeit in Sicherheit zu bringen dadurch, daß ich dem Gekreuzigten viele Heiden gewinne und in die Arme führe. Die deutschen Missionäre unter den Wilden am Amazonenstromen schreiben unverblümt von ihrer Noth und Bedrängniß. Aber das reizt mich noch mehr, ihre Arbeiten und Leiden zu theilen und den Kreuzweg mein ganzes Leben zu wandeln. Einer von ihnen schreibt, die Hitze sei in seiner Gemeinde unbeschreiblich; die heißesten Tage in Europa seien nichts dagegen. Wenn es nicht fast täglich regne, sei die Hitze mit menschlicher Kraft kaum zu ertragen, aber gerade das Regenwetter lasse eine schädliche Feuchtigkeit und giftige Dämpfe aufsteigen, so daß die Kleider in kurzer Zeit am Leibe verfaulten und die heiligen Hostien am Altare ganz weich würden.

Ein anderer Missionär gibt zu verstehen, daß die Mücken und andere Insekten das Land bedrohten; Tag und Nacht könne man keine Ruhe genießen; die Hände und das Gesicht seien von den vielen Bissen angeschwollen, so daß man wie ein Ungeheuer aussehe. Der Dritte klagt über den Mangel gesunder Nahrung, er habe nichts Anderes zu essen, als eingemachtes Obst; viel mehr beklage er aber den Mangel des geistlichen Trostes und der geistlichen Hülfe; der eine Missionär sei vom andern so weit entfernt, daß er im Falle der Noth ihm keinen Beistand leisten könne, sondern der eine ohne Trost und Hülfe sterbe, bevor der andere herbeigerufen sei. Endlich seien die Gewässer und Sümpfe mit Krokodilen, die Wälder mit Tigern und giftigen Schlangen angefüllt, man könne keinen Schritt thun ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr.

Alle diese Schwierigkeiten und thatsächlichen Hindernisse konnten den guten P. Franz de Zephyris nicht abhalten, Gott um die Erlaubniß anzuflehen, gerade an diesen gefährlichen Stationen ein Schlachtopfer der göttlichen Liebe zu werden. Eine edle That des Königs Philipp V. darf nicht unerwähnt bleiben. Philipp V., König von Spanien (1700—1746) schenkte, um die Stellung der Missionäre zu erleichtern und die Bekehrung der Heiden zu fördern, jedem Missionär am Amazonenstromen jährlich vierhundert Gulden. Das Kapital wurde sicher angelegt und

die spanische Regierung in Südamerika hatte jährlich die Zinsen auszuführen. Solche Freigebigkeit des Monarchen war um so höher anzuschlagen, als fast alle Missionäre am Amazonenstrom aus Deutschland gebürtig waren und man früher immer die Einseitigkeit der spanischen Regierung zu beklagen hatte, die keine Deutschen in den Missionen duldete. Mit diesem Gelde konnte man sich doch eine kleine Hütte oder ein Kirchlein bauen, und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigen. Durch Gebet in der Einsamkeit bereitete sich der fromme Diener Gottes auf jene Missionen vor, von welchen wir so eben gesprochen haben. In der liebenswürdigsten Weise schreibt er darüber an seine theuern Eltern in Tirol:

„In dem Probehause zu Latacunga geht es sehr still und einsam her. Man kann sich hier gut auf Missionen vorbereiten. Selbst von den wenigen Bekannten, mit welchen ich aus Europa hier angelangt war, bin ich hier verlassen. Wahrlich, da habe ich die beste Gelegenheit, mich allein mit Gott zu unterhalten und zu ihm allein meine Zuflucht zu nehmen. Ich führe wirklich in dieser großen Einsamkeit ein so vergnügtes Leben, daß mir die Sonne auf- und untergeht ohne den geringsten Kummer. Ich erfahre in der That, wie süß der Herr ist, und wie liebevoll er gegen seinen Knecht verfährt. Wenn ich nun bedenke, daß ich meine werthesten Eltern und meine lieben Geschwister auf dieser Welt nicht mehr sehen werde, so verspüre ich zwar in mir eine große Rührung, jedoch wenn ich dann den außerbaulichen Lebenswandel von Euch Allen mir wieder vor die Seele führe, den ich zu jeder Zeit bewundert habe, dann erwacht in mir die frohe und zuversichtliche Hoffnung, Gott werde mir den zeitlichen Verlust meiner theuren Angehörigen durch den ewigen Genuß derselben im Himmel ersetzen. Das ist auch meine inständige Bitte, die ich jeden Morgen am Altare in der heiligen Messe wiederhole. Unterdessen wolle der Vater alles Trostes einem Jeden von Euch ein so großes Glück gewähren, als ich in meinem gegenwärtigen Zustande genieße.

Im Uebrigen bin ich hier in Latacunga noch immer frisch und gesund. Das Wassertrinken schlägt bei mir so gut an, daß

ich den Wein entbehren kann, obschon ich bei demselben auferzogen worden bin. Es wachsen zwar hier Weintrauben, aber das Keltern ist vom Hofe in Madrid streng verboten worden, weil die königliche Rentei von den Weinen, welche von Spanien und Lima hierher versandt werden, großen Nutzen zieht, indem die Flasche für sechs bis acht Gulden verkauft wird. An ordentlichen Speisen haben wir hier keinen Mangel. Ein deutscher Magen, welcher auf den Wein verzichten will, kann mit der hiesigen Kost wohl bestehen. Unangenehm wird es ihm allerdings sein, daß alle sonst guten Speisen durch bitteren und heißenden Pfeffer verdorben werden, so daß ein Fremder sie kaum genießen kann. Darum haben die Oberen befohlen, uns mit diesen Sachen zu verschonen. P. Brentano hingegen hat, um sich desto mehr abzutödtet, nicht allein gepfefferte Speisen gegessen, sondern auch das Brod mit Pfeffer überstreut und dadurch seinem Magen den Krieg erklärt. Wir folgen zwar einem so löblichen Beispiele nach, allein wir können, schon so alt, unsern Geschmack an solche gepfefferten Sachen nicht gewöhnen. Aus Lima berichtet man uns über ein Erdbeben. Hier haben wir seit unserer Ankunft, Gott sei Dank! kein Erdbeben erlebt, obschon dieses Land mit seinen Gebirgen sehr dazu geneigt ist. Die Befreiung von dieser großen Plage schreiben die Einwohner von Latacunga dem wunderthätigen Marienbilde von Loretto zu, welches von der ganzen Gegend zum Schutze gegen dieses Uebel erwählt wurde, nachdem die Stadt nebst den umliegenden Dörfern durch ein Erdbeben in einen Steinhaufen verwandelt wurde, so daß vierzigtausend Personen unter dem Schutte begraben worden sind. Das Vertrauen der Einwohner zu diesem Gnadenbilde ist so groß, daß sie zur Zeit des Erdbebens in die Kirche eilen, obschon sie im Freien, vom natürlichen Standpunkte betrachtet, viel sicherer wären. Die deutschen Missionäre am Amazonenstrome haben uns den Rath ertheilt, das Schreinerhandwerk, oder die Kunst der Bildschnitzerei zu erlernen wegen der prachtvollen farbigen Holzarten, welche sich hier allenthalben in den Wäldern vorfinden. Die Flüsse schwellen so sehr an, daß sie völlig unschiffbar werden; durch die dichten Wälder gibt es keine Wege, und wenn solche sich fänden,

so würden sie nicht zu passiren sein wegen der Menge von Löwen, Tigern und Schlangen, welche den Menschen auf jedem Schritte mit Tod und Verderben bedrohen. Daher kommt es, daß die Missionäre auf ihren Missionsreisen gezwungen sind, wochenlang in den indianischen Dörfern zuzubringen unter den wilden oder halbwilden Stämmen. Durch ein solches Handwerk kann man sich oder Andern eine nützliche Beschäftigung verschaffen. Ich erlerne jetzt die Tischlerei und gehe oft in die Werkstätte, um zuzuschauen und mich belehren zu lassen. Was man doch nicht alles anfangen und unternehmen muß, wenn man in solchen schwierigen Stellungen arbeitet am Heile der Seelen!"

In demselben Jahre 1725 schrieb er an seine leibliche Schwester, welche Ordensfrau im Clarissen-Stift zu Brixen war. „Durch diesen Brief will ich mich in dein frommes Gebet empfehlen. Daß ich in der heiligen Fastenzeit mehrere Sünder bekehrte, schreibe ich Deinen Gebeten für mich und die Meinigen zu. Alle Wochen stellte ich eine Prozession mit den Kindern durch das Dorf an. Es waren Bittgänge, welche auf die Erwachsenen wohlthätig einwirkten. Ich trug selber die Fahne den Kleinen voran und betete vor. Man stellte sich so zahlreich am Beichtstuhle ein, daß ich oft kaum Zeit hatte, das heilige Opfer darzubringen und das Breviergebet zu verrichten. Ich habe den Entschluß gefaßt, bis zu meinem Lebensende in den Missionen zu verharren, wenn mir Gott der Herr nur die nöthige Gesundheit geben wird. Deshalb bete ich oft um die erforderlichen Leibeskräfte, daß mir Gott nämlich alle Krankheiten, die ich wegen meiner Sünden verdient habe, bis zum letzten Jahre meines Lebens aufspare, bis dahin aber mich bei guter Gesundheit erhalte, denn diese ist zur Bekehrung der Ungläubigen durchaus nothwendig. Hier in Latacunga haben wir ein Noviziat. Man hat Gelegenheit, von den frommen und eifrigen Novizen viele Tugenden zu erlernen. Die Einsamkeit und Trennung von den Verwandten vermehrt mein Vertrauen und meine Zuflucht zu Gott. Ich kann mich hier sammeln, mich gründlich bekehren und meinem Schöpfer dienen. Meine Wohnung ist die eines Carthäusers. Das Fensterlein ist so hoch, daß ich eine Leiter

brauchen müßte, wollte ich hinausschauen. Die ganze Einrichtung besteht in einem großen, hölzernen Cruzifix mit einigen papiernen Bildern und geistlichen Büchlein. Die Zimmerthüre schaut gegen den schönen Blumengarten, der so eingetheilt ist, daß jeder Novize ein kleines Beet zu besorgen hat. Rührend ist es zu sehen, wie diese irdischen Engel mit einander wetteifern, den schönsten Kranz oder Blumenstrauß am wunderthätigen Loretanischen Marienaltare darzubringen. Die prachtvollsten Rosen, Narcissen und Lilien wachsen in diesem Garten das ganze Jahr hindurch, wie sie in Deutschland und Frankreich mit großer Pflege kaum in Blumentöpfen einige Zeit blühen. Wünscht man für ein Fest viele Rosen, so braucht man nur zwei Monate vorher die Rosenstöcke zu beschneiden. Die köstlichen Früchte, die wir hier genießen können, sind: Quitten, Pfirsiche, Feigen, Birnen, Erdbeeren und Kirschchen, nebst vielen andern indianischen Früchten. Wälder und Bäume aller Art prangen immer in herrlichstem Grün und sind mit Blüthen und Früchten behangen. Die Gegend ist wie ein Paradies. Viele von den Einwohnern werden über hundert Jahre alt. Neulich starb ein aus dieser Gegend gebürtiger Jesuit im Alter von hundertsechzehn Jahren. Liebe Schwester! ich erscheine vor dir als Bettler. Ich bitte aber nicht um Gold und Silber, denn daran ist eher Ueberfluß als Mangel. Zwei von unsern Missionären haben herrliche Leuchter, Lampen und Antependien aus gediegenem, feinem Silber verfertigen lassen, während sie für ihre Person keine Nahrung, Kleidung und keinen Unterhalt haben und große Noth leiden. Ihre Wohnung ist eine elende Strohütte, die Kleidung befindet sich in einem solchen traurigen Zustande, daß sie genöthigt sind, den Körper mit Baumrinde zu bedecken. Den Hunger stillen sie mit Affenfleisch, mit Papageien, türkischem Korn und Wurzeln. Fische gibt es in Menge, aber es fehlt an Essig, Del, Gewürzen und dergleichen, um sie zu bereiten. Man ist sich einen Ekel daran und zieht sich Fieber und andere Unpäßlichkeiten dadurch zu. Das Gold und Silber hat hier keinen Werth. Mit Gold und Silber kann man sich hier nicht ernähren und auch nicht bekleiden. Man ist reich, und lebt dennoch in der bittersten Armuth, muß Hunger

leiden und hat kaum so viele Kleider, um seine Blöße zu bedecken. Die Verbindung mit der Hauptstadt Quito ist schwierig. Oft vergehen acht, auch zehn Monate, bis man eine Antwort auf einen Brief erhält, oder bis bestellte Lebensmittel eintreffen. Liebe Schwester! Bete für mich, daß Gott mir Kreuz und Leiden schicke, denn bisheran ist es mir gar zu gut ergangen. Zwar haben wir auf der Reise in dieses Land viele Widerwärtigkeiten ausgestanden, aber jetzt habe ich so gute Tage, daß die Erinnerung an das frühere Elend aus meinem Gedächtnisse schwindet. Mein größter Wunsch ist nun, alle meine Sünden auf dieser Welt gänzlich abzubüßen, anstatt durch irdische, wenn auch unschuldige Vergnügungen, die ewigen Freuden zu verschmerzen oder wenigstens zu schmälern."

Der gute, innig fromme Vater wurde bald von Gott erhört. Das erbetene Kreuz kam, indem Gott der Herr ihm eine Krankheit schickte. Darüber schrieb er Folgendes an seine Eltern:

„Was meine geringe Person betrifft, so habe ich mich seit meiner Abreise aus Deutschland, bis zum Monat Mai dieses Jahres 1725 einer beständigen Gesundheit erfreut. Um diese Zeit ergriff mich ein hitziges Gallenfieber, von dem ich aber jetzt vollständig genesen bin. In dieser Krankheit kündigte man mir den Tod an. Mit deutschem Muthen hörte ich die Nachricht an. Als man mich später fragte, warum ich vor den Thoren der Ewigkeit keine Furcht gezeigt hätte, erwiderte ich: Theuerste Väter und Brüder! Warum sollte es mir schwer fallen, diese Welt zu verlassen, da ich schon längst alles, was in der Welt ist, verlassen habe. Ich habe zwar gesündigt, doch habe ich mich bemüht, dasjenige in's Werk zu setzen, was Gott von einem Sünder fordert. Ich setze also mein Vertrauen auf Gottes unendliche Barmherzigkeit und auf die Fürbitte seiner allerseligsten Mutter Maria. Einen besonderen Umstand aus meiner Krankheit will ich nicht verschweigen. Noch vor der Krankheit kam der P. Provinzial zu mir, um mir die Missionen abzurathen und zwar aus drei Gründen. Zunächst sei meine schwache Körperbeschaffenheit den Anstrengungen der Missionen nicht gewachsen; dann könnte ich in den Städten mehr wirken, als unter den

Wilden; endlich würde die Erlernung der heidnischen Sprachen mir vielleicht Schwierigkeiten bereiten, während ich für die Collegen bereits die nöthigen Sprachkenntnisse mir erworben hätte. Zweifel stiegen jetzt in mir auf. Ich bat um acht Tage Einsamkeit in den heiligen Exercitien, stellte zugleich Andachten zur Mutter Gottes und zum heiligen Franz Xaver an, um den Willen Gottes zu erkennen. Am fünften Tage meiner Gebete und Betrachtungen überfiel mich die Krankheit. Ich dachte alsbald, Gott wolle sich derselben bedienen, um mir seinen heiligen Willen kund zu thun. Ich bat Gott, er möchte doch eine etwaige Genesung als Zeichen meines Berufes für die Missionen gelten lassen. Der Minister des Hauses verzweifelte an meinem Aufkommen; ihm stimmten die Andern bei. Bald darauf trat aber eine Besserung ein. Der Puls wurde ruhiger, der Athem freier. Die Zweifel an meinem Missionsberufe waren verschwunden. Ich dankte Gott und opferte mich von neuem auf für das Leben in den Missionen. Die Missionäre am Amazonenstrom haben mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Gegenden sind sehr unsicher durch die bösen und blutdürstigen Thiere, welche dort hausen. Tiger, Löwen, Schlangen, Scorpionen und Kröten sind eine wahre Landplage. Bald findet der Missionär unter dem Bette, Tische oder Schranke eine solche Schlange, oder Kröte, oder einen Scorpion; bald fallen diese Thiere von seiner Strohhütte ihm in die Schüssel herab. Ameisen, Mücken, Fliegen und Schnecken verfolgen ihn überall, stören ihn im Gebete, selbst am Altare. Nur auf Strömen kann man reisen. Die Nachen schlagen um und begraben nicht selten alle Insassen in den Wellen. Stromaufwärts zu fahren ist eine wahre Qual. Mit langen Stangen sucht man das Schifflein voranzubringen, indem man sich immer am Ufer hält. Zuweilen lösen sich die Steine von den Felsen und reißen alles mit sich in die Tiefe des Stromes. Die ungeheure Hitze treibt immer den Schweiß aus den Poren und ermattet den Körper vollständig. Daß die Wilden keine anständige Kleidung haben, und daß die armen Missionäre beim besten Willen nicht im Stande sind, diesen armen Menschen Kleider zu verschaffen, ist eine große innere und

äußere Schwierigkeit, die sich nur andeuten läßt. Dazu kommt noch, daß die Missionäre zu weit von einander entfernt sind. Mancher Missionär möchte in einzelnen Fällen gerne beichten, aber er hat keinen Beichtvater. Tritt eine tödtliche Krankheit ein, so schickt man vierzig bis fünfzig Meilen weit zum nächsten Nachbar. Dieser begibt sich auf den Weg, kommt endlich an und findet eine Leiche. Das Leben ist den Missionären oft härter als der Tod. Der einzige Trost ist das allerheiligste Opfer — aber der Wein wird zu Essig, die Oblaten und das Mehl verderben, oder gehen auf die Neige, kurz er kann nicht mehr celebriren. Es kommt neuer Vorrath von Quito! Doch auch diese Hoffnung schwindet, denn der ganze Transport wird von wilden Thieren, oder von bösen Menschen hinweggenommen. Ich übertreibe nichts, sondern berichte nur das, was Andere berichtet haben. Um aber den Brief mit einer erfreulichen Nachricht zu schließen, sei noch erwähnt, daß der P. Provinzial mich mit einem Briefe überrascht, des Inhaltes, daß er mich mit zwei andern Gefährten im nächsten Winter endlich auf die Mission absenden werde; vorerst solle ich auf dem schönen, gesunden Landgute Patate meine Gesundheit kräftigen, damit ich die Strapazen um so besser auszuhalten vermöchte. Keiner ist glücklicher, denn ich. Betet für mich und meine künftige Mission; ertheilet mir den väterlichen und mütterlichen Segen."

So schrieb der fromme Diener Gottes an seine Eltern und stellte seiner kindlichen Pietät ein rühmliches Zeugniß aus. Der folgende Brief an einen Freund, P. Göttner in Graz gibt dann über die neue Missionsstelle, die ihm anvertraut wurde, einen interessanten Bericht, den wir in abgekürzter Form wiedergeben.

„Möchten diese Zeilen Sie im besten Wohlsein antreffen. Oft wünsche ich meine deutschen Freunde an meinem Tische versammelt zu sehen, hier in meiner Strohütte. An Speisen würde es nicht mangeln, wohl aber an gesundem, trinkbarem Wasser. Doch befinde ich mich gut dabei. Ich lebe wie ein Mensch, der hienieden nichts hofft noch fürchtet, sondern nur die Seelen der wilden Indianer retten und dadurch die Ehre Gottes

vermehrten möchte. Da wir uns auf dieser Welt schwerlich wiedersehen werden, so tröste ich mich mit der Hoffnung, daß wir am Strome der himmlischen Freude wieder zusammenkommen und am Hochzeitmahle des Lammes uns erfreuen werden.

Meine Mission liegt am Flusse Pastaza, der sich in den Amazonenstrom stürzt. Die Gemeinde besteht aus drei kleinern Völkerschaften, den Roamaynas, Pintches und Paoas. Bei den Pintches ist mein gewöhnlicher Aufenthaltsort, an einem kristallhellen, fischreichen Bache. Unsere Kirche ist zwar klein, aber schön, jedoch arm an Paramenten und Zierrathen. Sie ist dem heiligen Joseph geweiht. Meine Wohnung gleicht einer Einsiedelei. Die Wände sind aus Baumrinde, das Dach ist aus Stroh. Das Kirchlein ist zwar aus demselben Material zusammengesetzt, aber mit mehr Fleiß und Kunst ausgeführt. Die Hütte ist mit einem Garten umgeben, in welchem Zuckerrohr, süße Früchte und schöne Blumen wachsen. Um den Garten herum liegen die Indianerhütten. Zu beiden Seiten meiner Wohnung ist eine Allee von Pomeranzen- und Lemonbäumen. Nahrungssorgen hat man keine, weil man von den Indianern reichlich mit Fischen und Wildpret versehen wird. Um die verwaisten Kinder armer Eltern zu erziehen, habe ich nach dem Beispiele meiner Vorgänger zwölf Knaben in mein Haus aufgenommen. Die Mädchen werden von einer gottesfürchtigen, alten Frau erzogen, die im Dorfe wohnt. Des Morgens und des Abends bete ich mit den Knaben, sie dienen mir in der Kirche und auch bei Tische. Besonders aber sind die gelehrigen Knaben dem Missionär gute Dolmetscher, da fast jedes Dorf eine andere Sprache hat. Man läßt dieselben die gewöhnlichen Gebete eines Christen auswendig lernen, damit sie dieselben den Indianern in jeder Mundart in der Kirche vorbeten. So helfen die Knaben das Christenthum verbreiten und nehmen Theil an den apostolischen Arbeiten eines Missionärs. Die außerordentliche Verschiedenheit der Sprachen hindert die Ausbreitung des christlichen Glaubens. Es ist einem Manne im vorgerückten Alter kaum möglich, fünfzig bis hundert verschiedene Dialekte in wenigen Jahren zu erlernen. Und doch ist es nöthig, um die Leute zu verstehen. Denn sonst kann man nicht einmal

ihre Beichten anhören und sie lossprechen von ihren Sünden. Das merkwürdige Heimweh dieser Menschen hindert ebenfalls die christliche Cultur. Man sucht jene aus den Wäldern zu locken, damit sie sich in Dörfern ansiedeln, und an Zucht und Ordnung gewöhnen. In den Dörfern hält sowohl der Geistliche als der Schultheiß eine gewisse Aufsicht über sie. Aber sie sehnen sich nach dem Leben in den Wäldern zurück, bekommen das Heimweh, kränkeln und sterben hin. Nach Ostern will ich christliche Indianer nach allen Seiten hin mit Geschenken in die Waldhütten absenden, um ihr Wohlwollen mir zu erwerben und sie dann zu bekehren. Denn um der Heiden willen bin ich ja in diese Gegend gekommen. Die Heidenbekehrung ist das große Ziel, das ich mir vorgesteckt habe. Es soll ein heiliger Kreuzzug sein, um die Seelen zu retten. Bis jetzt habe ich nur meine Christen besorgt; ich bin fünf Monate hier und habe noch keinen Heiden bekehrt. Es ist sehr schwer, den Indianern in Westindien das Nothwendigste von der Religion beizubringen. Denn ihre geistigen Fähigkeiten sind sehr beschränkt. Der Gesichtskreis ist eng. Zuweilen plagt man sich jahrelang und man hat nichts bei ihnen erreicht, oder sie laufen in ihre Wälder wieder zurück. Schon das heilige Kreuzzeichen zu machen, wird ihnen schwer. An vielen Orten läßt man sie nie, selbst nicht auf dem Todesbette die heilige Communion empfangen, weil sie dieses heilige Geheimniß von einer irdischen Speise nicht unterscheiden. Fragt man sie, ob ihnen die Sünden leid seien, so lachen sie und sagen Nein! Unter den christlichen Indianern gibt es wahre Ungeheuer. Ein solcher Bösewicht lag einmal auf dem Sterbebette: Der Missionär fragte ihn, ob er ein Verlangen nach der heiligen Communion habe. Er antwortete: Theuerster Vater! Du wirst mir einen weit größeren Gefallen thun, wenn du mir ein Glas Brantwein gibst! Nicht selten bekehren sich die boshaften und fallen dann wieder ab. Viele bekehren sich in der Noth und versinken wieder in das Lasterleben, wenn es ihnen wohl ergeht. Das kommt freilich auch in Europa vor. Dann trifft ein, was ein altes, deutsches Sprüchlein sagt:

„Der Teufel ware übel auf,
 Und stund ihm schier das Leben drauf,
 Drum' wollt' er in das Kloster gehn,
 Und von der alten Art abstehn,
 Als er aber genommen ein,
 Und wieder kommen auf die Bein,
 Hat er es wie zuvor getrieben,
 Und ist der alte Teufel blieben.“

Daneben gibt es aber auch viele herrliche Beispiele von wahrer Frömmigkeit und Tugend, die im Leben und Sterben den Missionär erfreuen, sonst wäre aber auch die mit so vielen Schwierigkeiten verbundene Seelsorge unter den Heiden nicht auszuhalten. Ich lebe hier sehr einsam, aber dennoch sehr vergnügt, so daß die Traurigkeit keinen Augenblick über mich gekommen ist. Das Stillschweigen und die Einsamkeit, die mir früher hart vorkamen, sind nun zwei unerschöpfliche Quellen meines süßesten, geistlichen Trostes, womit Gott einen der Welt gänzlich abgestorbenen Missionär erfreut und erquickt. Wenn Manche in Europa diesen Frieden verkosteten, würden sie alles verlassen und sich nach Indien verfügen, wo Gott seine Diener also beglückt. Und wenn kein Schiff zur Abreise bereit stände, würden sie gleich dem Apostel Petrus über's Meer schwimmen bis an unser Ufer, wo der von den Todten auferstandene, glorreiche Heiland sie erwartet, um ihnen schon hienieden den Vorgeschmack der himmlischen Freuden zu verleihen. Vielen ruft er zwar zu: „Kommet und sehet!“ Joh. 1, 39. Doch kommen wenige, weil sie uns nicht glauben, daß Gott so erfreuliche und trostreiche Schätze seiner Gnade denen mittheile, welche sich ihm für das Heil der Heiden ganz aufgeopfert haben.“

An P. Michael Lombardi, Universitätsprofessor zu Graz, schrieb er dann noch einen Brief; es ist der letzte, den wir von ihm besitzen. Wir geben ihn inhaltlich wieder:

„So viele Gutthaten, die ich von E. Hochwürden empfangen, machen es mir zur Pflicht, mit Nachrichten aus Westindien aufzuwarten. Ich führe hier unter den christlichen Indianern ein so vergnügtes Leben, wie ich es nur wünschen kann. Viel trägt

dazu bei, daß ich mit der Welt abgerechnet, und auf derselben nichts mehr zu suchen habe, auch in meinem Glücke von Niemandem beneidet werde. Sollte aber Jemand mit mir wetteifern wollen, so reise er hierher, wo er, ohne mich zu vertreiben, Platz und Gelegenheit genug finden wird, seinem Eifer durch Befehrung der Heiden zu genügen und wo er des Glückes theilhaftig wird, dessen Gott seine Missionäre würdigt. Obschon ich in einer verächtlichen, aus Baumrinde und Stroh gebauten Hütte wohne, so erfreue ich mich einer solchen Ruhe und Zufriedenheit des Herzens, daß ich mich in den Vorhof des himmlischen Paradieses versetzt glaube. Drei meiner Reisegefährten, die mit mir aus Deutschland abreiseten, P. Schindeler, P. Maroin und P. Brentano habe ich in Quito zurückgelassen. P. Brentano, ein Mann von großer Tugend und Wissenschaft, wird wahrscheinlich mit vielen Ehrenämtern bekleidet und in den Collegien beschäftigt werden, wo er seine Talente zur größern Ehre Gottes verwerthen kann. Ich bin mit P. Cyprian Kavier, einem Spanier und P. Ignatius Michel, einem Baiern, in dieses Land aufgebrochen. Die Reise zu Wasser und zu Lande dauerte fünf Monate. In allen Flecken und Dörfern kamen uns die Christen mit Kreuz und Fahnen entgegen und führten uns mit großer Feierlichkeit und unter Glockengeläute, unter Trommelwirbel und indianischer Musik in die Kirche, in ähnlicher Weise, wie in Deutschland die Bischöfe auf ihren Firmreisen empfangen werden. Die Indianer waren mit schönen Federn geschmückt und erwiesen uns nach der Sitte ihres Landes alle mögliche Ehre. An andern Orten mußten wir dann wieder große Bußen auf uns nehmen. Wir hatten oft des Nachts kein Obdach und waren dem Wind und Wetter preisgegeben. Wir machten uns, so gut wir konnten, eine Laubhütte, breiteten die Matratzen auf dem Boden aus und ruhten einige Stunden. Von Quito nahmen wir nur Zwieback und Chocolate mit. Zwei Nachen fuhren voraus, um uns durch Fischfang und Jagd zu ernähren. Nur ein einziges mal hatten wir nichts zu essen, sonst immer Ueberfluß. Wir haben es wiederum erfahren, daß Gott die Seinen, die sich ihm geopfert haben, nicht verläßt. Als wir einst ohne Nachteffen uns

zur Ruhe niederlegen wollten, verjagten wir einen Tiger, der eben ein Wildschwein getödtet hatte und im Begriffe stand, es zu verzehren. Es war eine merkwürdige Fügung Gottes! Wir lobten und dankten Gott, der uns durch einen Tiger ernähren ließ, wie er ehemals den Propheten Elias und den Einsiedler Paulus durch einen Raben nährte. Solche Begebenheiten, wo Gott eingreift und seine Missionäre aus Gefahren und Drangsalen rettet, kommen öfters vor und beweisen, daß der Arm des Herrn noch nicht verkürzt ist und die Verheißungen des Herrn in Erfüllung gehen. So ist es niemals erhört worden, daß ein Indianer, der einen Missionär auf der Reise bediente, vor Hunger gestorben wäre, obschon die Missionäre sich mit keinem Mundvorrath auf den Weg zu begeben pflegen."

Ich empfehle mich in Ihr heiliges Meßopfer.

Eu. Hochwürden

unterthänigster Diener in Christo
Franz Xaver de Zephyris,
Missionär der Gesellschaft Jesu.

Pintsches, den 2. Januar 1727.

Hier wird die Lebensbeschreibung des gemüthlichen Tirolers abgebrochen. Im Jahre 1742 kam er nach Europa zurück, aus welchem Grunde, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich konnte sein schwacher Körper das Klima nicht vertragen. Fünfzehn Jahre hat er in seiner Mission zugebracht und viel Gutes gewirkt. Er starb im Proseßhause zu Wien den 17. Dezember 1769 in einem Alter von vierundsiebzig Jahren.

P. de Zephyris starb vier Jahre vor der Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Schließlich wollen wir noch die Lebensschicksale eines Jesuiten erzählen, der diese Katastrophe miterlebt hat.